

Liebe Geschwister, Wasser ist das Symbol dieses Tages. Es ist Sonntag, und ich möchte mit einem Wassergebet beginnen.

Gott, Du bist unser Wasser in der Dürre des Lebens.  
Du bist unser Wasser, wenn wir ausgedörrt sind vor Einsamkeit.  
Du bist unser Wasser, wenn Hoffnung und Lebensmut zerronnen sind.  
Wir preisen Dich, Gott, in allem Wasser, das uns umspielt:  
Im Wasser Deines Wortes,  
Im Wasser der alten Geschichten vom Wasser,  
im Wasser der Freundschaft, von der wir leben,  
im Wasser, das die Liebenden sich zu trinken geben.  
Wir preisen Dich in den noch unzerstörten Gewässern unseres Landes.  
Gott erbarme Dich des Wassers und hilf, dass wir uns des Wassers erbarmen!  
Wir preisen Dich, Gott, dass unser Leben nicht vergeblich ist, nicht ganz vergeblich.  
Wir preisen Dich, Gott, dass wir trinken können.  
Wir preisen Dich, wo wir selbst zum Wasser werden, von dem andere trinken.  
Wir preisen Dich, dass wir mit Dir das Leben netzen.  
In der Lebensfreundlichkeit, die uns gelingt;  
in unseren Händen, die das Leben wärmen;  
in unserer Empörung gegen das Unrecht;  
in dem Trost, den wir spenden.  
Kein Trost ist zu gering genannt zu werden,  
auch der, den wir spenden, ist nicht gering.  
Wir preisen Dich in unseren Toten, die uns zu trinken geben  
von ihrem Geist und von ihrer Kraft.  
In Franz von Assisi, der das Wasser geliebt hat;  
in Elisabeth von Thüringen, die die Armen getränkt hat;  
in Maria, die Deinen Sohn getränkt hat,  
in Veronika, die sein nasses Gesicht getrocknet hat,  
in Clara, die Franziskus das Wasser der Freundschaft geschenkt hat.  
Lass uns trinken, Gott, und führe uns in den großen Durst, der nur durch Dich gestillt werden kann!

Nun zu meinem Thema: unsere Traditionen – das Wasser, von dem wir leben.  
Ich möchte mit einem alten Märchen aus der frühchristlichen Zeit beginnen. In ihm ist von einem Königssohn geredet, der im Osten, in der Welt des Lichts wohnt, umhegt von der Fürsorge seiner Eltern. Dort aber kann er nicht bleiben. Er soll nach Ägypten, in das Land der Finsternis und eine kostbare Perle finden. Er legt die Königskleider aus purem Glanz ab und macht sich auf den Weg. Erbe kann er erst sein, wenn er die Gefahren bestanden hat und mit der Perle zurück ist. Er kommt in das fremde Land und kehrt in einer Herberge ein:

Einsam war ich, keiner stand mir zur Seite,  
den anderen Gästen meiner Herberge war ich fremd...  
Ich wollte aber nicht auffallen,  
wollte vermeiden, dass sie mich als Fremden erkannten...  
Deshalb kleidete ich mich mit ihren Gewändern.

Schließlich aber unterliegt er der schlaun List der Bewohner des Landes der Dunkelheit:

Ich trank von ihrem Trunk des Vergessens,  
und ich aß von ihrer verderblichen Speise.

Da vergaß ich, dass ich ein Königssohn bin,  
vergaß meinen Auftrag, vergaß auch die Perle.

Er lebte nun wie ein Ägypter unter den Ägyptern; er diente ihrem König wie ein Sklave, obgleich er Königssohn war. Er fiel in den tiefen Schlaf des Vergessens. Als man dies im Lande des Lichts erfuhr, herrschte Bestürzung. Die Eltern und die Edlen des Landes schrieben einen Brief an den Königssohn:

Kunde von deinem Vater, dem König der Könige.  
Kunde von deiner Mutter, der Herrscherin des Ostens.  
Erwache und stehe auf von deinem Schlaf!...  
Erinnere dich: Du bist ein Königssohn!  
Erinnere dich der unvergleichbaren Perle!  
Erinnere dich des Auftrags, den du bekamst!  
Erinnere dich des Kleids aus purem Glanz...,  
mit dem du geschmückt werden wirst!  
Unvergessen wird dein Name sein,  
im Buche der Helden wird man ihn lesen.  
Du und dein Bruder...,  
ihr seid die Erben des Reichs.

Der Brief wurde zum Adler und flog zum Königssohn. Als er dort war, wurde er zu einer Stimme, die den Königssohn aus seinen Todesträumen weckte. Er erinnerte sich nun der Worte, die in seinem Herzen eingeschrieben waren, er verglich sie mit denen des Briefs, und er sah, dass sie übereinstimmten. Er erkämpfte die Perle. Das Gewand der Knechtschaft streifte er ab, und er suchte seinen Weg zum Land des Lichts. Der Brief half ihm, den Weg zu finden. Er war ihm Licht auf dem Weg, er war ihm Stimme auf dem Weg.

In roten Buchstaben war seine Botschaft geschrieben,  
auf kostbarer Seide leuchtete mir seine Kunde.

Endlich findet er seine Lichtheimat. Er findet das Kleid, das ihm zgedacht ist:

Die Bibel, ihre Psalmen, aber auch die nicht-biblischen Texte unserer Tradition sind die Brief aus dem fernen Land. Wer einen solchen Brief aus der Ferne hat, der könnte am Weiterschlafen gehindert sein. Er könnte aufwachen und sehen, wo er ist und wem er dient. Die Schärfe seines Blickes kommt daher, dass er nicht nur ein Heutiger ist. Er ist auch ein Gestriger mit einer alten Erinnerung, er ist auch ein Morgiger mit seinem Versprechen. Die Gegenwart, die nur sich selber kennt, ist das pure Gefängnis.

Vielleicht wird der, der durch die Stimme des Briefes aufwacht, als erstes leiden lernen. Er würde leiden am Wissen, dass er im Land der Dunkelheit ist und dem Todeskönig dienen muss. Er wäre nicht mehr zuhause, jedenfalls nicht mehr ganz zuhause in jener Fremde. Er würde die wundervolle Tugend der Skepsis lernen. Er würde im Dienst der Erinnerung ein Freigeist in jenem Lande. Die Schönheit bräche schon ein in diese Fremde, und Ägypten wäre weniger Ägypten.

Man kann auf doppelte Weise an Texten leiden: daran, dass man welche hat, und daran dass man keine hat. Das erste ist das alte Leiden: Texte drängen sich an die Stelle der Wirklichkeit, und sie wollen sie beherrschen oder ersetzen. Die Zeiten sind noch nicht lange vorbei, da Menschen ihre eigenen authentischen Erfahrungen gegen die Bücher retten mussten, gegen die heiligen Texte, die die Welt definierten und gegen die die Wirklichkeit es nicht leicht hatte. Es war die Zeit der Bibeln, in denen die Menschen alles Sagbare schon aufgeschrieben vermuteten. Man musste nur lesen und richtig interpretieren können. Man

musste nur die richtigen Texte haben, den richtigen Kanon. Alles hatte seinen Sinn, seine Stelle und seine Ordnung. Die Welt war lesbar, man musste nur lesen können und wollen.

Es gibt ein anderes Gefängnis: dass Menschen nur noch Gefangene ihrer eigenen Herzen sind; dass sie keine Texte, keine Bilder, keine Lieder, keine Gedichte, keine Sprichwörter und keine Gruppe mehr haben, die einem die Welt aufschließen. Die Welt liegt den Menschen nicht offen zu Füßen, und die Wirklichkeit ist nicht jederzeit betretbar. Wenn man keine Führer hat, kann man sich in der Wirklichkeit nicht zurechtfinden und erkennen, was sie hat und was ihr fehlt. Texte, die man sich erwählt hat; auf die man setzt; die zum Kanon geworden sind, indem man ihnen vorrangig vertraut, öffnen die Augen für die Gegenwart. Die pure Gegenwart ist aus sich selber heraus nicht lesbar. Sie blendet und verblendet.

Was richtet der alte Text in uns an? Zunächst: Der alte Text borgt uns Erfahrungen. Menschen lernen nicht nur an sich selber, durch die eigenen Irrtümer, Niederlagen und Erfolge. Sie lernen auch aus fremden Erfahrungen. Sie lernen am Modell anderer Zeiten, anderer Niederlagen und anderen Gelingens. Unsere Hoffnung kommt zustande, indem wir die Realisation der Hoffnungen von anderen wahrnehmen. Im Psalm 18 heißt es: „Mit meinem Gott springe ich über Mauern.“ Ich kann noch nicht über die Mauer springen, aber es hat in der Geschichte der Gruppe, zu der ich mich zähle, schon Menschen gegeben, denen es gelungen ist. Ich mache mir ihre Erfahrung so sehr zu eigen, dass ich mit dem Psalm sprechen kann: Du hast uns aus Ägypten geführt! Du hast uns durch das Wasser geführt, und du hast uns in der Wüste gesättigt. Die in den Texten gesammelten Erfahrungen erinnern mich daran, dass man Wasser und Wüsten entkommen kann. Ich berge mich in fremde Erfahrungen. Ich bin nicht allein, und ich muss nicht der vollkommene Meister meiner selber; meiner eigenen Hoffnung und Souveränität sein. Die Gruppe und ihre Texte sind immer auch eine Hoffnungsverleihanstalt, und man kann die eigene Hoffnungslosigkeit maskieren mit den fremden Geschichten. Am kräftigsten sind die Texte, wenn sie in einer Gruppe geteilt werden; wenn sie also eine Kirche im Rücken haben. Darauf werde ich noch kommen.

Texte leihen Lebensmut, Texte befreien mich aus dem Gefängnis der Heutigkeit. Texte bauen an den inneren Bildern von Menschen. Vielleicht ist zu formal geredet, wenn ich sage, dass die Fremdheit der Texte die reine Heutigkeit sprengen. Die Texte haben ja schließlich einen Inhalt. Wenn ich mein Evangelium oder meinen Franziskus kenne, dann bilden sie meine Seele: Ich lerne wünschen, dass das geknickte Rohr aufgerichtet werden soll; dass die Hungrigen Brot und die Nackten Kleider haben sollen; dass die Sünde vergeben und dass der Tyrann gestürzt werden soll. Ich lerne wünschen und ich lerne vermissen. Ich lerne das Augenlicht der Blinden zu vermissen und das Recht der Armen. Ich werde über Texten, die ich mir angeeignet habe, zu einem Menschen mit gebildeten Lebensträumen.

Ich möchte nun nicht nur die Wahrheit loben, zu denen uns die alten Texte führen können. Ich möchte zuerst ihre Schönheit loben. Etwas schön zu finden, ist wichtiger, als etwas nur für wahr zu halten. Diese Schönheit möchte ich an einer Geschichte des Franz von Assisi zeigen. Einmal war Franziskus am Sonntag Laetare in der Fastenzeit in Rom beim Kardinal Orsini an der Piazza Navona zum Essen eingeladen. Als er auf die Piazza kam, stauten sich schon die Wagen der Fürsten und Bischöfe. Ein Diener führte ihn an seinen Platz an der Tafel, die sich bog bei der Menge der Speisen und des Weins. Franziskus sah dies, er verließ die Tafel und ging mit seinem Bettelsack nach Trastevere, wo die Armen wohnten. Er bettelte wie gewöhnlich, und von einem bekam er einen Kanten Brot, hart, wie das Brot der Armen ist. Von einem anderen bekam er einen Knochen mit Fleischresten und von einem dritten einen Strunk alten Gemüses. Mit den geringen Gaben der Armen ging er zurück zum Tisch des Kardinals. Eben war die Krebsuppe aufgegessen, da kam Franziskus und verteilte die Gaben der Armen unter die Prälaten und Fürsten. Und so konnten alle das Brot der Armen mit dem Brot der Prälaten vergleichen.

Diese Erzählung flattert durch die Christentumsgeschichte wie eine unzerstörbare und nicht einzufangende Schönheit. Eine Eigenart solcher Geschichten: Es ist unerheblich, ob sie historisch sind oder nicht. Ihre Wahrheit liegt nicht in ihrer Historizität. Wichtig ist, dass sie erzählt wird.

Wenn diese Geschichte überhaupt etwas will, dann will sie bilden und erbauen. Die Stärke dieser Sprache liegt nicht in ihrer argumentativen Überzeugungskraft, sondern in ihrer anarchistischen Schönheit. Schönheit meine ich nicht als einen formalästhetischen Begriff. Schön nenne ich diese Geschichten, weil sie von der dem Menschen zugedachten Würde erzählen. Sie erzählen davon, dass jeder das Brot haben soll, das er braucht. Es soll keiner beleidigt werden durch Hunger, es soll sich keiner selber beleidigen, indem er den Armen das Brot wegfrisst. Jede dieser Geschichten lehrt den Durst nach mehr Leben. Man will Amen sagen, wenn man sie hört: Ja, so soll es sein, so kann man leben. Anarchistisch nenne ich diese Schönheit, weil sie den maskierten Tod entlarvt, in dem die einen fressen und die anderen hungern. Die Schönheit und die Poesie sind die Mütter der Anarchie. Jeder Sturz der Tyrannen, jede Arbeit an der Gerechtigkeit und jeder Traum von einer anderen Welt sind auf sie angewiesen. Ohne Schönheit und ohne Poesie geht ihnen der Atem aus oder sie werden stalinistisch. Schönheit, Spiel, Poesie und Gewaltlosigkeit haben miteinander zu tun. Jede Bewegung, die das Leben von Menschen ändern will, ist nicht nur nach ihren Zielen zu befragen und durch ihre Ziele gerechtfertigt. Man muss sie fragen, ob sie Zeit hat für Umwege oder ob sie nur funktionalistisch denkt. Man muss sie fragen, ob sie einen Ort und ob sie Zeit hat für das Spiel, für die Lieder und für die Erzählungen der Freiheit – auch für das Gebet als die große poetische Form des Freiheitsdurstes. Das Lob der Schönheit will ich abschließen mit einer kleinen persönlichen Geschichte. Ich hatte eine Schwester – sie ist schon gestorben –, die sehr schön war. Meine gut katholische und besorgte Mutter hat ihr, als sie noch ein junges Mädchen war, manchmal gesagt: „Kind, Schönheit bleibt nicht ohne Folgen!“ Das war prophetisch gesprochen: Schönheit bleibt nicht folgenlos.

Was heißt es, ein heiliges Buch, die Bibel, im Zentrum unseres Selbstverständnisses zu haben? Ich habe eine Kollegin, eine Historikerin, die mit Religion außer im historischen Blick noch nie näher in Verbindung gekommen ist. Sie beschäftigt sich im Zusammenhang ihrer Themen mit dem deutschen Judentum im 18. Jahrhundert. Im Gespräch machte sie eine fast neidische Bemerkung: „Wie merkwürdig und wie großartig, dass diese Juden ein Buch haben und dass sie sich alle auf dieses Buch beziehen, so als wäre die Welt noch lesbar!“ Ich möchte das auf uns beziehen: Wie merkwürdig, dass sich in der Zeit der abgeschafften heiligen Bücher während der Kirchentage viele Tausende jeden Morgen um die Wahrheit eines alten Textes bemühen! Wie merkwürdig, dass jeden Sonntag ein Text ausgelegt wird, so als sei die Welt noch einsichtig und auslegbar. Wir haben keinen Papst, aber wir haben noch ein altes Buch. Die Systeme sind zerbrochen und Fragment geworden, auch die theologischen Systeme in unserer Kirche, aber wir haben noch ein altes Buch. Selbstverständlich haben wir das Buch nicht, wie man einen Papst oder ein System hat. Das ist der Unterschied zwischen traditionellen Zeiten und der Jetztzeit: Die Wahrheit ist vom Diktat zum Gespräch geworden. Ich rede keinem Biblizismus das Wort. Aber ich will sehen und schätzen, was wir haben: eine andere Stimme als unsere eigene. Eine Stimme, auf die sich alle beziehen und die sie heiligen, indem sie sich auf sie beziehen. Wir sind nicht allein, und wir sind in allen Auseinandersetzungen in unserer Kirche mehr als unser Selbstzitat. Die Wahrheit braucht im Raum der Kirche nicht aufgelöst werden in die Häufung der Phänomene. Wir haben eine Lehrerin, die uns anweist und die nicht alles duldet. Wo gibt es das, und welche Hoffnung enthält dies auf Wahrheit und Versöhnung?

Noch einmal grundsätzlich zum Umgang mit unseren Traditionen! Ich beginne mit einem Bild. Unsere Enkelkinder, also sie noch klein waren, schlappten gerne in unseren Schuhen und Pantoffeln durch die Wohnung. Sie spielten, sie wären wir. Was tun wir, wenn wir im Glaubensbekenntnis sprechen, hinabgestiegen in die Unterwelt, aufgefahren in den

Himmel? Was tun wir, wenn wir die anderen großen Sätze dieses Bekenntnisses oder unserer Tradition sprechen? Wir schlappen in der Sprache und in den Bildern unserer Toten durch diese Kirche. Diese Sprache passt uns nicht ganz; wir haben sie uns nicht ausgedacht. Es sind oft zu große Worte für unseren kleinen Glauben, für unsere karge Hoffnung und für unser beschränktes Verstehen. Sie ist uns so fremd, wie unsere Schuhe den Enkeln fremd sind. Sie ist uns so nah, wie unsere Schuhe den Enkeln nah sind. Ein Glück, dass man eine Fremdsprache hat, in die man seine eigene kleine Hoffnung bergen kann. Wenn ich einen Psalm bete, wenn ich die Texte höre, die von der Rettung des Lebens sprechen, dann berge ich mich in eine Sprache, die mir die Toten vorgewärmt haben. Ich lese in meiner Bibel: „Die Erde ist voll von deiner Güte.“ Wenn ich sehe, was in der Welt geschieht, habe ich meine Zweifel an diesem Satz. Aber so hat Bonhoeffer im Gefängnis gesprochen, und so spreche ich diesen Satz nach. Ich sage aufgefahren in den Himmel, er wird wiederkommen zu richten die Lebenden und die Toten, und weiß, so hat Martin Luther King gesprochen, Paul Gerhard hat so gehofft, Elisabeth von Thüringen und die Polin, bevor sie im Lager Neuengamme hingerichtet wurde. Man zitiert, wenn man glaubt. Man zitiert, wenn ich auf das Land hoffe, aus dem die Seufzer geflossen sind. Ich zitiere die Apokalypse, wenn ich behaupte, dass es einen neuen Himmel und eine neue Erde geben wird, und dass der Tod nicht mehr sein wird, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz. Welche in Glück, dass man eine Fremdsprache für den Glauben hat. In der fremden Sprache, in den Geschichten und den Bildern von gestern berge ich meinen Glauben unter der Maske der Toten. Ich stehe nicht allein. Nicht einmal für meinen Glauben. Ich benutze die Sprache meiner lebenden und toten Geschwister, und ich benutze damit ihren Glauben. Ich glaube den Toten ihren Glauben. Mich langweilt ein überbordender Authentizitätswunsch, der sich ausdrückt in der Ablehnung der alten Bilder, der alten Sprache und der alten Formeln. Die Beschränkung auf das Zeitgemäße, auf das Sagbare, auf das Verständliche ist eine Selbstverdammung zur Glaubensdürftigkeit. In den Formeln, in den fremden Sprachen der Toten springe ich weit über mein Sprachvermögen hinaus. Ich spiele den Clown, in der Sprache der andern, und lese ihnen die Hoffnung von den Lippen. Ich lese der alten Frau die Hoffnung von den Lippen, die mir sagt, mein Mann ist gestorben, er ist jetzt im Himmel. Ich frage nicht dauernd, ob das richtig oder falsch ist. Ich lese ihren Glauben, ich lerne ihren Glauben. Es ist mir zu buchhalterisch, darauf zu bestehen, alles allein vor dem eigenen Verstand und Gewissen verantworten zu wollen. Mein Herz verantwortet nicht die große Sprache, die die Auferstehung der Toten und der Sturz der Tyrannen nennt. Oft spricht man sie wie fremde Sätze gegen das eigene Herz. Es gibt Menschen, die es nicht ertragen, Söhne oder Töchter zu sein, eine Herkunft und eine Tradition zu haben. Sie ertragen es nicht, Tote zu haben, die vor ihnen gelacht, geweint, geliebt und geträumt und ihren Glauben gestammelt haben. Sie sind gezwungen, Originale zu sein und alles im eigenen Namen zu tun, in der eigenen Sprache zu sprechen und vor dem eigenen Verstand zu verantworten. Ich war neulich in einer Gemeinde, die mir stolz erklärte, sie hätte das Glaubensbekenntnis abgeschafft. Es sei nicht mehr zeitgemäß. Oh welche Tiefe der Weisheit und der Erkenntnis! Natürlich ist das Glaubensbekenntnis nicht zeitgemäß. Es ist aus einem anderen Horizont gesprochen, aber es ist die Sprache und der darin gesammelte Glaube meiner Toten. Welcher Zwang, erster zu sein, welcher Zwang, authentisch zu sein, welcher Zwang, die Mäntel der Toten zu verachten. Wir kommen nicht aus dem Nichts, wir gehen nicht ins Nichts. Die Toten haben uns mit ihrer Überlieferung die Mäntel ihres Glaubens hinterlassen.

Im 2. Buch der Könige wird uns folgende Geschichte erzählt. Das Leben des Propheten Elia geht zu Ende. Er ist unterwegs mit seinem Lieblingsjünger Elisa. Si kommen an den Jordan, der angeschwollen ist. Elia schlägt mit seinem Mantel auf das Wasser, und sie passieren den Fluss trocknen Fußes. Dann kommt der Todeswagen, der Elia entführt. Seinem Jünger Elisa hat er seinen Mantel zurückgelassen. Dieser geht zurück, er kommt wieder an den Jordan, und er schlägt mit dem Mantel des Propheten auf das Wasser. Das Wasser teilt

sich wie bei Elia, und der Jünger geht wie mit Elia ungefährdet durch den Fluss. Elisa hat ein Vermächtnis, er hat die Kraft und den Mantel des großen Meisters. Bei seiner künftigen Lebensarbeit ist er nicht mehr nur auf die eigene Kraft, auf den eigenen Mut angewiesen. Er hat den Geist des Propheten geerbt. Er braucht sich nicht mehr nur an sich selber zu wärmen. Er hat den Mantel des Toten. Die Tradition – das sind die Lebensmäntel, die uns die Toten hinterlassen haben. Wir haben im Glaubensbekenntnis, in den Bildern, in den Psalmen, im Vaterunser, in den Kirchengebäuden die Mäntel der Toten. Man muss sich nicht nur an der eigenen Wärme wärmen. Man kann sich in sie hüllen, wenn das eigene Glaubenshemdchen gar zu kurz oder zerschlissen ist. Die Kirche ist eine Art Kostümverleihanstalt mit ihren Schätzen, mit ihrer Tradition und mit ihren Bildern.

Bis hierhin wäre sogar der Papst mit mir einverstanden, und darum braucht es einen protestantischen zweiten Teil. Ich gebe Luther das Wort (er wartet schon lange!): Wie die Zeiten gewachsen sind, so ist auch der Buchstabe und der Geist gewachsen. Was jenen, den Alten, damals genügte zum Glaubensverständnis, das ist uns jetzt nur noch Buchstabe. Darum müssen wir um den Glaubensverstand beten, damit wir nicht im tötenden Buchstaben erstarren. Ein kühles Wort: Unsere Überlieferungen sind zunächst Buchstaben, auch die Bibel. Die Überlieferung ist nicht identisch mit der Sprache des Geistes. Mit der Sprache der Toten haben wir noch nicht den Geist der Toten. Mit der Sprache der Tradition haben wir noch nicht den Geist der Tradition. Religionen sind oft geblendet von der Idee der Kontinuität und sie suchen ihr Heil im Status quo und in der Wiederholung. Sie vergessen die andere Schönheit, die Gott uns zumutet: Weiterdichten an den großen Liedern des Glaubens; Weiterdichten am Glaubensbekenntnis und an den Psalmen! Befreie den Willen Gottes aus dem Schutt der Herkömmlichkeiten! Denke nicht, dass Du ihn kennst und erfüllst, indem du den Willen deiner Väter und Mütter erfüllst. Wer nur denkt, tut und liebt, was seine Väter und Mütter gedacht und geliebt haben, der lebt nicht im Geist seiner Väter und Mütter. Er mag in ihrem Buchstaben leben, aber nicht in ihrem Geist. Wir leben von den Schätzen unserer Väter und Mütter, aber nur dann, wenn wir weiterdichten an ihren Liedern und Geschichten des Glaubens. Der Geist braucht Übersetzung, keine Repetition. Franz Fühmann: „Die Treue zum Mythos erfordert Untreue gegenüber allen seinen vorhandenen Fassungen, das klingt paradox, doch wir wollen zu unserer Rechtfertigung darauf hinweisen, dass im Mythos ja immer ein Widerspruch nistet.“ Walter Benjamin: „Wir lesen nur etwas aus einem Text heraus, wenn wir bereit sind, etwas in ihn hineinzulesen. Was heißt, etwas in ihn von unserem Leben hineinzulegen.“ (Vgl. Gunnar Decker: Franz Fühmann. Die Kunst des Scheiterns, Rostock 2009, S. 221)

Es gibt noch eine andere Aufgabe derer, die sich zu einer Tradition bekennen, sie müssen sie reinigen. In dem Wort Tradition steckt das lateinische Wort tradere, es heißt sowohl überliefern wie auch verraten. Wer eine Tradition hat, hat den Geist seiner Väter und Mütter, und er hat ihren Verrat. Wir müssen mit dem Geist unserer Toten ihre Geistlosigkeit aufdecken und bekämpfen. Ich sage es an einem Beispiel: Ich liebe Franz von Assisi, ich zitiere ihn oft. Nun gibt es von Franz folgende Geschichte: Einmal wird er gefragt, was der wahre Gehorsam sei. Er antwortet: Nimm einen Leichnam, drehe ihn nach rechts – er wehrt sich nicht. Drehe ihn nach links – er wehrt sich nicht. Stelle ihn auf eine Kanzel – er schaut nicht hochmütig nach oben, sondern demütig nach unten! Was mach ich, der ich Franz liebe, mit der Geschichte eines solchen Kadavergehorsams? Je mehr ich mich eingelesen und eingeliebt habe in den Geist des Franz von Assisi, umso mehr reinige ich Franziskus mit seinem eigenen Geist. Je mehr ich mich eingelesen und eingeliebt habe in meine Bibel, umso mehr reinige ich den Buchstaben der Bibel mit dem Geist der Bibel. Ich werde dann Paulus gegen Paulus wenden. Ich werde dann nicht sein „Das Weib schweige in der Kirche“ wiederholen. Ich werde den Satz vertreiben mit seinem anderen Satz: Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier; hier ist nicht Mann noch Frau – denn ihre alle seid eins in Jesus Christus. Diese Scheidung des Geistes vom Ungeist in der eigenen Tradition ist

nicht nur ein kühles Aufklärungsunternehmen, es ist die schmerzvolle Reinigung des eigenen Hauses. Wer Tote hat, steht auf ihren Schultern und er muss ihnen vergeben, wie auch unsere Kinder uns einmal vergeben müssen. Wer nicht erwachsen werden will, soll nicht aufhören, seine Eltern anzuklagen. Wer nichts erwachsen werden will, der verbeißt sich in die Fehler der eigenen Tradition und wird damit unfähig, ihre Schätze zu heben.

Lassen Sie mich diesen Teil zusammenfassen: Die fremden Texte mit ihren fremden Horizonten und Bildern, die nicht die meinen sind, die Psalmen, die Propheten, die Schöpfungsgeschichte, die Rede vom Himmel, vom Himmelreich, vom Reich Gottes: Ich bin Gast von Bildern. Ich muss ihre weltanschaulichen Horizonte nicht zu meinen machen. Ich bin ihr leicht ironischer oder auch humorvoller Gast. Humorvoll: Ich glaube nicht alles, was sie sagen. Ich teile nicht ihre naturwissenschaftlichen und historischen Voraussetzungen, ich glaube nicht, dass die Welt in sechs Tagen geschaffen ist und vor 6000 Jahren. Humorvoll bin ich auch mir selbst gegenüber. Ich, der Mensch des 21. Jahrhunderts, erlaube mir eine Sprache zu sprechen, erlaube mir Bilder zu gebrauchen, die nicht meine sind. Die Psalmen, die anderen Teile der Bibel, sie sind das Gottesgespräch meiner Toten. Dieses höre ich, in dieses trete ich ein, in dieses schreibe ich ein meine eigenen Wünsche und Hoffnungen. Es sind die großen Gedichte von anderen Generationen, die ich lese. Ich frage nicht, ob sie in allem richtig sind. Und doch trinke ich von einer alten Wahrheit. Ich lasse ihnen ihre Fremdheit und nehme teil an ihrer Wahrheit. An der Wahrheit ihres Hungers nach Gott, nach Hoffnung, nach Gerechtigkeit, nach Schönheit. Mein Gaststatus macht es mir möglich, in den alten Zelten der Hoffnung zu wohnen. Ich gebe also meine eigenen Horizonte nicht auf, und ich beharre nicht auf ihnen, weil auch die mir zu kläglich sind. Ich bin ein Freigeist mit Wohnrecht an fremdem Ort. Ich lasse mich von ihnen in ihren Glauben ziehen. Ich mache erst gar nicht den Versuch, sie völlig mit mir auszufüllen, mit meinem eigenen kärglichen Geist und Glauben. Sie ziehen mich, den Fremden, in den großen Strom des Glaubens meiner Toten, ich glaube meinen Toten ihren Glauben. Ich wehre mich nicht gegen sie. Ich bin Freigeist mit Wohnrecht an fremdem Ort.

Wie aber lehren wir die Sprache der großen Wünsche, der Träume und des Rechts, wenn der Glaube von uns Älteren und Alten selber seine Risse bekommen hat. Wir leben nicht mehr in den Zeiten der alten Sicherheiten und des unbezweifelten Wissens. Wir leben nicht mehr in Zeiten, in denen allen selbstverständlich war, was zu wissen und was zu überliefern ist. Wir leben nicht mehr in Zeiten, in denen es einen selbstverständlichen und allen geläufigen Kanon gab. Das aber gibt uns kein Recht zu schweigen. Vielleicht ermutigt uns folgende Anekdote: Ich habe vor einiger Zeit eine ehemalige Theologiestudentin getroffen, die kurz vor ihrem Examen ihr Studium abgebrochen hat und aus der Kirche ausgetreten ist. Provokativ hat sie vor dem Seminar ihre theologischen Bücher verkauft mit der höhnischen Bemerkung, sie würde sicher keinen Blick mehr hineinwerfen. Nun traf ich sie, sie erzählte dies und das, und fast beschämt sagte sie, sie würde mit ihren Kindern beten und ihnen biblische Geschichten erzählen. „Meine Kinder brauchen mehr als Kleidung und Nahrung“, sagte sie. „Ich weiß nicht, ob ich selber glaube, aber ich lehre sie beten.“ Ich bewundere die Demut dieser Frau, die ihre eigene Glaubenskargheit nicht zum Maßstab für das machte, was sie ihren Kindern erzählt. Der Hunger der Kinder öffnet ihr den Mund für das, was sie selber kaum sagen kann. Der Hunger der Kinder baut an ihrer Sprachfähigkeit. Sie lernt den Glauben, indem sie vom Glauben erzählt. Was soll daran falsch sein? Sie lässt ihre Kinder nicht an dem mageren Arm ihrer eigenen Redlichkeit verhungern. So wünsche ich mir Eltern, Pfarrerinnen und Lehrer: Sie sollen weiter springen, als sie können. Man kann etwas lehren und erzählen, weil man es kann und liebt. Man kann etwas lehren und erzählen, weil man etwas vermisst und daran leidet, dass man es vermisst. Erst wer nichts mehr vermisst, kann

nichts mehr lehren. Den großen Bruch mit den Traditionen haben wir Alten vollzogen und erlitten. Aber wir leben noch von den Bildern, der Lebensauffassung und der Moral jener Überlieferungen. Unsere Kinder werden sie nicht mehr kennen, wenn wir stumm bleiben und uns bescheiden in der eigenen Sprachlosigkeit. Unsere Kinder brauchen Lehrer und Lehrerinnen, an unwissenden Meistern können sie sich nicht bilden. Wir selber lernen den Glauben am besten, indem wir ihn lehren.

Ich möchte eine kleine katholische Geste loben, das Kreuzzeichen auf die Stirn eines Menschen. Ich denke jetzt besonders an die jungen Väter und Mütter, denen der Glaube schwer fällt, die aber eines kleinen Zeichens noch fähig sind, weil sie wissen, dass ihre Kinder es brauchen. Eine der wärmsten Erinnerungen aus meiner Kindheit ist ein Segensgestus meiner Mutter. Wenn wir morgens zur Schule gingen, hat sie uns jedes Mal ein Kreuzzeichen auf die Stirn gemacht, nicht mit großer Ergriffenheit, eher beiläufig, wie sie uns die Brote für die Schule mitgab. Aber ganz beiläufig gab sie uns die Brote auch nicht. Sie machte uns das Kreuzzeichen mit halbem Herzen, mit halber Aufmerksamkeit, mit halber Intensität. Das halbe Herz aber heißt nicht Halbherzigkeit. Was man regelmäßig und oft tut, tut man nicht jedes Mal in existentieller Ergriffenheit, man tut es mit halber Ganzheit. Wenn aber eines von uns Kindern krank war oder für lange aus dem Haus ging und unsere Mutter segnete uns, dann war sie eine wirkliche Künstlerin, und ihr ganzes Herz lag in ihrer Geste. Dies aber konnte sie nur, weil sie lange die große Geste geübt hatte. Ihre tägliche Geste war ein Mittelding zwischen Übung und Ernstfall. Der Ernstfall aber kann nur bewältigt werden, wenn man lange geübt hat. Man kann sich, seine Gesten und seine Sprache im Ernstfall nicht erfinden, wie man nicht schwimmen lernen kann, wenn man am Ertrinken ist. Die meisten religiösen Gesten, die man täglich oder doch regelmäßig versucht, gelingen uns nur halb – der Psalm, den man täglich betet, die Losungen, die man am Morgen liest; das Tischgebet oder der regelmäßige Gottesdienst. Man singt, betet, und bekreuzigt sich mit halber Intensität. Man muss es lernen, mit dieser Halbheit einverstanden zu sein. Nur so gelingt die Ganzheit, die man in den Stunden der Not und des Glücks braucht.

Ich erinnere mich daran, wie in unserer Familie einmal das Tischgebet für einige Zeit zum Erliegen kam. Als unserer Kinder älter und aufmüpfiger wurden, fingen sie an, unser Tischgebet zu kritisieren. „Ihr betet immer das Gleiche!“, sagten sie. „Denkt ihr euch eigentlich etwas dabei?“ Und sie beschlossen das Tischgebet selber in die Hand zu nehmen. Vor der dünnsten Suppe gab es die reichhaltigsten Gebete. Dies aber konnte niemand durchhalten, und so ermatteten wir an unserer eigenen Ernsthaftigkeit. Man muss die eigenen religiösen Versuche auch mit Humor betrachten können. Man muss es lernen, das eigene halbe Herz auszuhalten, wenn das ganze noch nicht zu haben ist. Vielleicht tröstet uns bei unseren fragmentarischen Versuchen, dass wir nicht die Meister unserer Ganzheit sind. Ein Satz aus dem Römerbrief (8,26) ist tröstlich: „Wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gebührt. Aber der Geist selbst vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen.“ Unsere Gesten und Worte sind immer mehr als sie sind, weil der Geist sie zu seiner Sprache und zu seinem Seufzen macht. Dies gilt besonders beim Segen. Wir sind nicht die Spender seiner Kraft und die Träger seiner Verheißung. Gott führt unsere Hand, und das genügt.

Ich habe von dieser kleinen köstlichen Geste des Kreuzzeichens gesprochen. Was aber ist ein Segen? Ich erkläre es an einer Geschichte: Ein Freund von mir erlitt vor einiger Zeit einen Herzinfarkt. Einer der Krankenpfleger, die ihn versorgten, ein junger Mann von erfrischender Respektlosigkeit sagte zu dem Kranken: „Alter Graukopf, du machst jetzt gar nichts. Du denkst nicht, du bewegst dich nicht, du sorgst dich nicht.“ Der Freund sagte später: „Die Aufforderung des Pflegers empfand ich in diesem Moment der Gefahr wie einen großen Segen.“ Warum hat der Kranke die Bemerkung des jungen Mannes wie einen Segen empfunden? Ich vermute, weil der Freund im Augenblick der Gefahr aufgefordert wurde, sich völlig aus der Hand zu geben. Er fühlte die Hände seiner Betreuer, er sah, wie sie an ihm handelten. Er aber sollte nur eines tun: sich loslassen in diese Hände; ihnen nicht widerstehen;

auch nicht dadurch, dass er um sich selbst besorgt ist. Das ist übrigens leichter gesagt als getan. Wenn ich etwas heidnisch in uns nenne, dann den Wunsch, sich selber zu besorgen; sein eigener Herr und Lebensmeister zu sein. Es ist schwer, sich trösten zu lassen. Es ist schwer, darauf zu verzichten, Macher und Besorger des eigenen Heils zu sein.

Was hat dies mit dem Segen zu tun? Der Segen ist der Ort höchster Passivität. Es ist der Ort, an dem wir werden, weil wir angesehen werden. Die Schönheit, die Kraft, die Lebensstärke und die Ganzheit garantieren wir uns nicht selbst. Wir haben sie im Blick, der auf uns ruht. Der Segen ist der Ort, an dem wir werden, weil wir angesehen werden. Es leuchtet ein anderes Antlitz über uns als das eigene. Es ist ein anderer Friede da als der mit Waffen erkämpfte und eroberte. Der Ausgang und der Eingang sind nicht von eigenen Truppen bewacht, sie sind von Gott behütet. Welche Erwachsenenheit, wie viel Aggressionslosigkeit und wie viel Mut gehören dazu, nicht auf sich selber zu bestehen und auf alle Panzer des Selbstschutzes zu verzichten. Sich der Güte des fremden Blicks zu verdanken, sich segnen zu lassen ist eine hohe Kunst.

Der Segen ist der schönste Tanz der Hoffnung und des Glaubens, indem zwei Menschen von sich selber absehen, der Segnende und der Gesegnete. Der Gesegnete erlaubt sich den Sturz in das Versprechen der Geste und des Wortes. Er fragt nicht nach seinen eigenen Voraussetzungen für den Segen. Einmal will er nicht zweifeln, einmal will er nicht fragen, wo das Versprechen seinen Ort der Erfüllung hat. Wenigstens an dieser Stelle will er nicht bestehen auf den eigenen Widersprüchen, auf den eigenen Halbheiten; auf dem Leben, das durch ihn selber nicht gerechtfertigt ist. Der Segen ist die dichteste und die dramatischste Stelle des Glaubens. Die Gesegneten müssen nicht nur sie selber sein. Sie stürzen sich in den Abgrund des Schoßes Gottes.

Im Segen nennen wir Gott. Wer Gott nennt, braucht nicht selber Gott zu sein. Wer an den Grund des Lebens glaubt, braucht den Grund des Lebens nicht zu fabrizieren. Er muss nicht Autor der Welt und ihrer Zusammenhänge sein. Das entwertigt niemanden, und es dispensiert niemanden davon, das Leben zu wärmen und ihm zu sich selber zu verhelfen. Aber die Segnenden sind nicht die Garanten des Lebens, und sie tragen es nicht auf den eigenen Schultern. Sie müssen nicht immer stark, gesund und unanfechtbar sein. Sie können schwach, berührbar und gebrochen sein. Vielleicht spricht Gott in jedem Segen zu uns und sprechen wir untereinander, wie jener Pfleger zu meinem zusammengebrochenen Freund gesagt hat: „Alter Graukopf, du machst jetzt gar nichts. Du denkst nicht, du bewegst dich nicht, du sorgst dich nicht.“